Übersetzung des Gruppeninterviews (Video) mit zwölf ehemaligen Zwangsarbeitern
Archivsignatur: dzsw6676

ÜBERSETZUNG des Gruppengesprächs (Video-Interview) mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern

Gruppengespräch mit Stefania Kenig, Irena Maltańska, Maria Andrzejewska, Domicela Wylęgły, Mirosław Krędzielak, Daniela Sztyler, Wanda Tworkiewicz, Józef Przedpielski, Jolanta Jeleńska, Gabriela Turant, Anna Fagasiewicz und Jerzy Jeliński

geführt am 21.08.2004 in Łódź / Polen

Interviewerin: Ewa Czerwiakowski
Sammlung der Berliner Geschichtswerkstatt (BGW)

Transkription	Ewa Czerwiakowski
Segmentierung	Anita Szczukowski
Übersetzung	Ewa Czerwiakowski
Erschließung	Anita Szczukowski
Originalsprache	Polnisch
Videolänge	37:25

Übersetzung des Gruppeninterviews (Video) mit zwölf ehemaligen Zwangsarbeitern
Archivsignatur: dzsw6676

Graphische Transkriptkennzeichnungen

Kennzeichnungen / Grapheme	**Erläuterungen**
Mhm… mhm	Einsilbige Zustimmung
Hm…. hm	Einsilbige Verneinung
nee, äh, öh	Einsilbige Rezeptionssignale
Wort…	Abgebrochenes Wort oder Satz
Wort (???)	Unverständliche Aussage
{Wort}	Vermutetes Wort / unsichere Transkription
Das=das=das	Stottern
↓	Tonhöhe der Stimme fällt
↑	Tonhöhe der Stimme steigt
G e d e h n t	Gedehnte Sprechweise
>schneller<	Schnellere Sprechweise
„abc“	Anführungsstriche für Zitat
[Lebensmittel]Karten	Hinzugefügte Erläuterung
(4.0), (6.0), etc.	Längere Pausen, gezählt ab 4 Sekunden: vier Sekunden Pause, sechs Sekunden Pause, etc.
((lacht)) ((holt Luft)) ((staunen)) ((Klingel))	Lachen Luft holen Staunen Klingeln
<u>Sprachüberlappungen im Gespräch</u>	Kennzeichnung durch Unterstriche

Übersetzung des Gruppeninterviews (Video) mit zwölf ehemaligen Zwangsarbeitern
Archivsignatur: dzsw6676

Zwischen Lodz nach Berlin

Einführung: 21. August 2004, Lodz, Polen. Im Gemeinderaum der evangelischen Gemeinde findet ein ungewöhnliches Treffen statt. Zwölf ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die während des Krieges nach Berlin verschleppt worden waren, kamen eingeladen von Besuchern aus Deutschland, Mitarbeitern der Berliner Geschichtswerkstatt. Diese unansehnliche Einrichtung befasst sich seit vielen Jahren mit der Zwangsarbeitsforschung und bereitet Veröffentlichungen, Ausstellungen und Begegnungen vor. 1997 knüpfte sie Kontakte nach Lodz. Nahezu 200 Frauen und Männer sendeten ihre Erinnerungsberichte nach Berlin. Es entwickelte sich ein lebhafter Briefwechsel. Heute sind wir zu ihnen gekommen, um sie persönlich kennenzulernen und uns ihre Erzählungen anzuhören, in denen die lebendige Geschichte bewahrt wird.

Stefania Kenig: Es fällt mir schwer, mich an diese Zeit zu erinnern. Das war die schlimmste Zeit meines Lebens, da ich als der Krieg ausbrach, zehn Jahre alt war. Mit zwölf musste ich zur Arbeit. Man wollte mich als Haushaltshilfe bei einer Familie mit drei Kindern anstellen, aber meine Mutter hat dafür gesorgt, dass ich in einer Strumpfwirkerei beschäftigt wurde. Dort arbeitete ich ein Jahr und bin von dort, leider, nach Deutschland abgeholt worden. Zunächst brachte man uns in die Łąkowa-, dann in der Kopernik-Straße. Einige Tage später wurden wir in Viehwagen geladen und zunächst nach Frankfurt am Main gebracht. Von dort fuhr man uns nach Berlin. 1944 konnte ich dort nicht mehr aushalten und bin geflohen. Zum Glück ist mir die Flucht gelungen.
Mittlerweile … Am besten erinnere ich mich daran, als ich ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Ich war an Scharlach erkrankt. Ich hatte hohes Fieber, 41 Grad, und man fuhr mich durch ganz Berlin, und nirgendwo gab es einen Platz für mich. Schließlich brachte man mich nach Teltow, dort gab es ein Krankenhaus für Ausländer. Ich musste dort sechs Wochen bleiben. Dann kehrte ich zur Arbeit zurück. Aber als unsere Baracken erneut bombardiert wurden, entschloss ich mich zu fliehen. Zum Glück ist die Flucht gelungen.

Übersetzung des Gruppeninterviews (Video) mit zwölf ehemaligen Zwangsarbeitern
Archivsignatur: dzsw6676

Irena Maltańska: Als die polnischen Schulen geschlossen wurden, blieb ich ein Jahr zu Hause. Dann musste man sich beim Arbeitsamt registrieren lassen. Nachdem ich mich dort registriert hatte, wurde ich zur Arbeit in die Schneiderei in der Narutowicz-Straße geschickt.

Ewa Czerwiakowski: Wie alt waren Sie damals?

I.M.: Wohl sechzehn oder siebzehn Jahre alt. Und gerade von dort … Dort kamen die Deutschen und wählten sich Mädchen zur Zwangsarbeit aus, so wie wir dastanden. Mit einem Kleid, einem Paar Schuhe, ohne die Familien zu benachrichtigen, brachten sie uns in das Durchgangslager in der Kopernik-Straße. Nach etwa einer Woche schickte man uns nach Berlin, wo wir in Baracken untergebracht wurden. Wir arbeiteten in der Flugzeugfabrik Dralowid in Teltow. Bis zum Ende des Krieges, bis 1945.

Maria Andrzejewska: Nach Berlin wurde ich 1942 verschleppt, im November. Sehr unangenehm waren diese Schmähungen ... Zum Bespiel … Ich weiß nicht mehr genau, aber wohl am Dienstag sind wir in Berlin angekommen, und bereits am Samstag mussten wir mit den Wanzen kämpfen und uns dabei ständig anhören: „Ihr polnischen Schweine!“ Dann fragte eine die andere: „Welche von euch hat die Wanzen mitgebracht?“
Es gibt also wirklich so viele unangenehme Erinnerungen. Diese Erniedrigungen, als … wären wir keine Menschen. Darüber hinaus hatten wir oft den Eindruck, die Deutschen würden uns die Schuld am Krieg gegeben, als hätten wir diesen Krieg ausgelöst. Unangenehm war darüber hinaus, auf den Sägespänen und unter einer schwarzen Decke zu schlafen. Das Essen war so … wohl mit irgendwelcher Chemie versetzt, denn unsere Gesichter glänzten und waren wie aufgedunsen. Also muss darin irgendein chemisches Zeug gewesen sein. Darüber hinaus erlaubte uns diese unsere Betreuerin sehr oft nicht auszugehen und schloss das Lager ab. Denn nach der Arbeit hatten wir eigentlich bis neun Uhr frei, und Feierabend war um sechs Uhr. Wir waren einfach eingesperrt.

Domicela Wylęgły: Alles hat sich geändert, wissen Sie. Als erstes begannen gleich nach dem Einmarsch der Deutschen die Straßenrazzien. Alle Vertreter der Intelligenz der Stadt wurden auf den Marktplatz zusammengetrieben, manche wurden sogar gleich erschossen.

Übersetzung des Gruppeninterviews (Video) mit zwölf ehemaligen Zwangsarbeitern
Archivsignatur: dzsw6676

So wussten alle, worauf es hinauslief. Es verbreite sich ein panischer … eine panische Angst. Als man mich zum ersten Mal nach Deutschland abtransportiert hat, habe ich die Flucht ergriffen. Langsam, aber sicher. Dann erfolgten selbstverständlich Repressionen gegen die ganze Familie: vor allem wurden der ganzen Familie die Lebensmittelkarten entzogen, und mir drohte man mit dem Lager. Das ganze Städtchen mobilisierte sich, um mich zu retten, damit ich „nur" zur Zwangsarbeit und nicht ins Lager kam. Irgendwie konnte ich bis November ausharren. Erst im November wurde ich dann zum zweiten Mal abgeholt. Ich hatte Glück, wissen Sie, denn wäre ich im Juli gegangen … Alle Mädchen, die im Juli gegangen waren, gelangen nach Hamburg, und alle sind umgekommen. Bevor ich nach Berlin ging, waren sie alle bereits tot und wurden beweint. Das Schicksal meinte es wohl gut mit mir.

E.C.: Sagen Sie bitte, was sich Ihnen aus der Zeit in Deutschland am stärksten ins Gedächtnis eingeprägt hat.

D.W.: In Deutschland? Wissen Sie, die Verschleppung. Man hat mit uns einen Sklavenmarkt veranstaltet. Wir wurden nach Magdeburg oder Brandenburg gebracht. Da kamen die Vertreter verschiedener Firmen, die Arbeiter brauchten. Und uns … Unsere kleine Gruppe hielt zusammen. Und auf uns … wir waren 14, 15 Mädchen, und auf uns hat es eine Frau, Frau Kiste hieß sie, abgesehen: Wir sollten mit ihr gehen. Also gut, wir gingen mit ihr. Ich weiß noch wie heute, wissen Sie, wir fuhren in die Friedrichstraße, und dort … Man hat uns mit einem Lastwagen dahin gebracht. Und in der U-Bahn … Wir hatten doch gar keine Ahnung, was das war ... Wir gingen da raus in die Stadt, und ich erinnere mich an den Schriftzug „OSRAM". Oh, was das war für uns! Schaut hin, Mädels: OSRAM. Na ja, das ist nebensächlich. Das Lachen ist uns bald vergangen, wissen Sie. Da kamen andere Lastwagen, die uns nach Adlershof bei Berlin, ins Lager brachten. In diesem Lager blieben wir bis 1943, also etwa ein halbes Jahr.
Sehen Sie, hier war die Spree und hier … Irgendwo hier war der Schlesische Bahnhof, und hier gab es eine ... Denn in der Nähe gab es den Schlesischen Güterbahnhof. Und an der Spree standen Gebäude … Die Offensive ging von der Köpenicker Straße über die Brücke und machte dann eine Wende in Richtung Stadtzentrum. Das dauerte einige Tage, wissen Sie. Dann kam ein Offizier – darüber hätte man ein Buch, eine Leidensgeschichte schreiben können – und er sagte: „Macht zehn Minuten Beschusspause, damit die Leute den

Luftschutzkeller verlassen können“. Als wir aus dem Luftschutzkeller rausgegangen waren, war das [Haus] bereits bis zum Parterre niedergebrannt, wissen Sie. Wären wir noch fünf Minuten länger geblieben, wären wir alle dort für immer geblieben. Und als wir in diesen zehn Minuten die Straße entlang in eine Richtung gingen, wussten wir nicht, wohin den Fuß setzen zwischen all den Leichen. Und wissen Sie, mein Kleid, meine Haare und alles schmolz zusammen... [Die Haare] standen hoch … Das lässt sich nicht beschreiben.

Mirosław Krędzielak: Schon zu Beginn des Krieges hatte ich eine ziemlich schwere Kindheit. Zwei Wochen vor dem Krieg war mein Vater aus dem Krankenhaus entlassen worden, meine Mutter arbeitete nicht. Und ich durfte als Kind nicht raus, denn es gab auf den Straßen in Lodz Razzien. So dass ich bis zum 14. Lebensjahr nur unter Angst ausging, zum Beispiel zur Apotheke Medikamente holen oder so. Dann wurde ich … Als ich 14 geworden war, ging ich aufs Arbeitsamt, um mich registrieren zu lassen. Dort gab es eine Razzia, die Tore wurden abgeschlossen, und ich wurde abgeholt. Ausgerechnet an diesem Tag sollte mein Vater zum zweiten Mal ins Krankenhaus, und ich hatte den Wohnungsschlüssel mit, ein Krankenwagen sollte ihn abholen. Als man mich einsperrte, erklärte ich das, zeigte den Schlüssel, erklärte dass mein Vater tuberkulosekrank war – denn später bekam er Tuberkulose. Und ich sagte, dass es niemanden gab, der ihn für das Krankenhaus vorbereiten konnte, und dass ich dabei sein musste. Irgendwie hatten sie wohl ein gutes Herz, und ich wurde entlassen. Jetzt will ich die Geschichte fortsetzen. Später besorgte jemand für mich Arbeit in einer Strumpfwirkerei, ich begann in der Strumpfwirkerei zu arbeiten. Und von dieser Strumpfwirkerei hier in Lodz bin ich 1943 nach Berlin verschleppt worden.

Daniela Sztyler: Verändert hat sich sehr viel. Im Alter von 14 Jahren musste ich mich registrieren lassen und begann mit der Arbeit in einer Spinnerei. Dort arbeitete ich zwei Jahre lang in zwei Schichten. 1943 kam eines Tages die Gendarmerie vorgefahren, der Betrieb wurde abgesperrt, und aus unserer Abteilung hat man uns in die Kopernik-Straße abtransportiert. Dort saßen wir einige Tage. Von der Koperenik-Straßen wurden wir in die Łąkowa-Straße gebracht, von der Łąkowa-Straße hat man man uns zum Bahnhof Fab…, zum Bahnhof Kaliski getrieben zu einer Rampe, und von dort wurden nach ... verdammt … in

ein Lager bei Brandenburg gebracht. Dort erlebten wir Schreckliches. Wir mussten uns nackt ausziehen und die Beine breit machen, und die behaarten Stellen hier hat man uns mit einer Flüssigkeit bepinselt. Zur Belustigung waren es Männer, die das bei den Frauen machten, und bei den Männern waren es Frauen. Als ich … Ich war damals noch ein Kind, aber es gab auch Frauen über fünfzig, sech…, die um die Fünfzig waren, und ich musste auf ihre Nacktheit schauen. Dann wurden wir nach Berlin, nach Johannisthal gebracht. In Johannisthal begann die Arbeit bei den Henschel-Werken, und dort arbei...
Einmal gab es einen sehr starken Luftangriff. Und man sagte uns …weil es vor Ostern war ... Vor Ostern gab es einen … dass man uns aus Berlin … Man befahl uns, in den Luftschutzbunker zu gehen. Als wir zu diesem Luftschutzbunker kamen, sagte man: „Ausländer weg!“ So gingen wir in den Wald, wo wir den Luftangriff auf Berlin abgewartet haben. Dann kehrten wir ins Lager zurück. Einige Wochen später wurde unser Lager bombardiert, und es fing Feuer. Unsere Baracken und der Luftschutzbunker standen in Flammen. Wir kletterten alle, alt und jung, über den hohen Drahtmaschenzaun, keine half der anderen, und wir flüchteten aus dem brennenden Lager. Am nächsten Tag kehrten wir ins Lager zurück. Als es hell wurde, kehrten wir ins Lager zurück. Es gab im Lager keine Baracken mehr, so dass wir nach Schönefeld gehen mussten. Von Schönefeld liefen wir täglich nach Johannisthal zur Arbeit. Als Johannisthal sozusagen im Begriff war niederzugehen, als es in Johannisthal keine Arbeit mehr gab, transportierte man uns nach und nach ab. Ich landete in Langensalza. In Langensalza war ich bis zu einem bestimmten Jahr, und dann bekam ich ein Telegramm, dass mein Vater verstorben sei. Ich weinte damals schrecklich, da der Lagerführer nicht da war. Aber es fand sich eine Deutsche, die in der Küche arbeitete, und sie versprach, mich am nächsten Tag zur Polizeiwache zu begleiten. Und so ging sie mit mir am nächsten Tag zur Polizei. Sie fuhr mit dem Fahrrad, ich lief hinterher, aber das ist nicht so wichtig. Hauptsache, sie besorgte für mich einen Urlaubsschein bis zum 23. November. Am 23. November hätte ich also zurück kommen müssen. Aber ich kam nicht mehr zurück und bin bis …, bis zur Befreiung hielt ich mich versteckt, und die Befreiung erlebte ich schon in Lodz.

Wanda Tworkiewicz: Sehr viel hat sich verändert. Als erstes wurden die Schulen geschlossen, so dass ich als 13jähriges Mädchen vorerst nichts zu tun hatte. Dann wurde ich vorgeladen … ich weiß nicht mehr, ob das eine Bekanntmachung war oder ich eine

persönliche Vorladung vom Arbeitsamt bekommen habe. Als ich mich da gemeldet habe, habe ich gleich, am selben Tag die Zuweisung für die Fabrik … die Spinnerei … für die Textilfabrik Scheibler und Grohmann bekommen. Das war 1942, im April. 1942, April, ja. Also war ich nicht einmal 16 Jahre alt. In der Spinnerei musste ich in drei Schichten arbeiten. Ich war Gehilfin der Spinnerin, das heißt, ich musste Spulen einreichen.
1943, im Oktober. Also arbeitete ich dort eineinhalb Jahren, und dann … Ab und zu wurden einfach einige zur Zwangsarbeit weggebracht. Und eines Tages war ich an der Reihe. Ich arbeitete damals in der ersten Schicht, man ließ uns nicht mehr nach Hause, nur die Eltern wurden benachrichtigt. Sie konnten mir etwas vorbei bringen. Wir wurden eingesperrt. Es ging zunächst auf das Arbeitsamt, wo unsere Personalien aufgeschrieben wurden. Dann mussten wir in die Kopernik-Straße. Dort verbrachte ich eine Nacht im Durchgangslager. Dann in die Łąkowa-Straße, und nach zwei Tagen – es waren zwei oder drei Tage, wohl drei Tage in der Łąkowa-Straße – ging es zum Bahnhof Kaliski. Dann eben in die Gegend von Berlin. Ich weiß, dass wir in Brandenburg ausgestiegen waren. Zunächst mussten wir ins Durchgangslager. Dort erging es mir genauso, wie meine Kameradin schilderte, so dass ich das nicht wiederholen werde.

E.C.: Bitte sagen Sie, was für Sie am schlimmsten war.

W.T.: Gerade das war für mich … das war für mich ein schreckliches Erlebnis.

Józef Przedpełski: Also, ich möchte sagen, dass mein Leben – und ich bin hier wohl einer der ältesten –sich bereits vor Kriegsbeginn wegen des nahen Krieges änderte. Denn… Vor allem sollte ich im Herbst 1939 mein Studium beginnen. Das war nun ausgeschlossen, es war Krieg, die Schulen waren geschlossen. Ich trat sofort freiwillig dem Bataillon für Nationale Verteidigung bei. Ich war zwar noch im Vormusterungsalter, aber da ich in einer patriotischen Familie aufgewachsen war, betrachtete ich das als meine Pflicht. Zunächst machte ich hier Wachdienst. Später wurden wir nach Warschau geschickt, wo ich in Targówek, in der Radzyminer Landstraße an der Verteidigung Warschaus teilnahm.
Zur Zwangsarbeit bin ich nach dem Warschauer Aufstand gelangt. Ich beteiligte mich am Aufstand, aber es ergab sich so, dass ich nicht in Kriegsgefangenschaft ging, da ich mich gerade … Ich war verheiratet. Ein halbes Jahr vor dem Aufstand hatte ich geheiratet, und meine Frau war während des Aufstands bereits schwanger. Ich wollte sie also … Wir waren

von unserer Wohnung abgeschnitten. Als der Aufstand ausbrach, waren wir gerade auf dem Weg vom Büro nach Hause. Ich wollte sie bei ihrer Mutter unterbringen. So gingen wir nach Powiśle, wo sie wohnte. Dort wurden wir von den Deutschen gefangen genommen, die gerade das Kraftwerk und Powiśle stürmten. So wurden wir nach Berlin verschleppt mit Halt in mehreren Durchgangslagern, übrigens ging der Transport über Lodz, Breslau, Schulzendorf und Erkner, wo es ein Durchgangslager gab. Später arbeiteten wir beide bei der Deutschen Reichsbahn, im Ausbesserungswerk Schöneweide.
Am schlimmsten war vor allem … das Bewusstsein, dass man kein Zuhause, keine Wohnung mehr hatte. In Warschau war alles niedergebrannt, sowohl meine Wohnung, als auch die meiner Mutter, denn ich war schon ausgezogen. Mein Vater lebte nicht mehr, er kam hier in Lodz, in Radogoszcz um. Mein Bruder war in einem Konzentrationslager, und ich wusste nicht, was mit ihm passiert war. Erst nach dem Krieg erfuhren wir, dass er ermordet worden war. Das war also am wichtigsten. Diese … dieser psychische Zustand, nicht wahr. Denn ein junger Mensch wird mit vielen sogenannten existenziellen Schwierigkeiten fertig, mit Unannehmlichkeiten, mit Frost, Kälte, mit … mit einem Schlafsaal, in dem 30 Personen untergebracht sind, mit harten Pritschen und Unterernährung – all das ist für einen jungen Menschen zu verkraften. Aber dieses Bewusstsein, dass man auch nach Kriegsende nicht wissen wird, wohin ... Ich denke, das war das Schlimmste.

Jolanta Jeleńska: Eigentlich, als der Krieg ausbrach, waren wir mit der ganzen Familie in Lodz, da wir zu Verwandten zu Besuch gekommen waren. Und den Kriegsanfang erlebten wir in Lodz. Deswegen wohnten wir bei einer Tante, die bei einer deutschen Firma, bei IG Farben-Industrie, arbeitete. Und wir wohnten bei ihr. Da die Tante sehr gut Deutsch sprechen konnte, da ihr Vater ein Deutscher war, redete die ganze Verwandtschaft und alle Bekannten auf sie ein, die Volksliste anzunehmen. Denn alle Bekannten brachten zur Tante all ihre Wertsachen zur Aufbewahrung. Und da sie keine Familie hatte und alleinstehend war, entschloss sie sich dafür und nahm die deutsche Volksliste an. Daher wohnten wir in ziemlich guten Verhältnissen, da wir bei ihr waren. Unser Vater war bereits krank und wohnte bei seiner Mutter, auch in Lodz, in Lodz. Und wir waren mit der Mutter bei der Tante. Später, als … Wir konnten auf keine Schule mehr gehen, denn laut Anordnung des Arbeitsamtes mussten alle ab dem 14. Lebensjahr arbeiten gehen. Unsere Mutti besorgte uns durch Beziehungen eine Stelle bei der Firma Wölfle. Dort stellten wir Kunstblumen und Schmuck

aus Glasperlen her. Aber nach zwei oder drei Jahren, wohl 1943, wurden alle Minderjährigen durch das Arbeitsamt in Militärbetriebe versetzt. Und wir – denn ich war immer mit meiner Schwester, mit meiner Zwillingsschwester zusammen – wir kamen zu Telefunken. Dort mussten wir in drei Schichten arbeiten, nachts- und tagsüber und nachmittags. 1944 wurde die Firma in Lodz aufgelöst und nach Deutschland verlegt, da die Russen in Anmarsch waren. Und damals wurden wir nach Berlin gebracht, 1944, im August. So mussten wir hin … Ich war immer … Die Deutschen haben uns doch nicht getrennt, so dass ich immer mit meiner Schwester zusammen war. Das war für uns sehr gut. Und wir … In Berlin landeten wir natürlich in einem Barackenlager in Reinickendorf. Dort mussten wir wohnen, und gearbeitet wurde in der Stadtmitte, bei Telefunken.
Am schlimmsten waren … die Bedingungen in den Lagern. In den Lagern, nein, doch, in den Lagern. Dort gab es Wanzen, die schrecklichen Wanzen. Und natürlich die Unterernährung.

Gabriela Turant: Als ich Schaben im Pudding fand, verging mir der Appetit. Das war schrecklich … Das Essen war schrecklich und stinkend. Um zurück zur Arbeit bei Telefunken zu kommen: Wir sagten niemandem, dass wir einen deutschen Großvater hatten, nur als ... Wir wurden bevorzugt – das muss man schon sagen – weil wir Zwillinge waren. Andererseits war eine deutsche Arbeiterin auch imstande, mein Kleid anzufassen und zu sagen: „Zu polnischen Zeiten hättet ihr solche Stoffe nicht gehabt! Das verdankt ihr alles Hitler!“ Dabei war das ein ganz gewöhnliches Kleid aus Baumwolle. Von Polen hatten also die meisten Deutschen keine allzu große Ahnung. Was sollte man dazu sagen? Für sie war Polen einfach ein Nichts.
Was noch? Wir kamen in die Röhren-Abteilung. Das war eine Abteilung, in der Röhren komplett hergestellt wurden.

E.C.: Röhren für Radioempfänger?

G.T.: Ja, und wohl auch für Abhörgeräte. Alle waren aber sehr freundlich zu uns. Unser Meister hieß Bäder, dort gab es noch seine Schwester, ein älterer Herr. Er sprach nie über Politik, aber war sehr herzlich zu uns. Manchmal bot er uns einen Apfel an, aber wir wollten nichts annehmen. Am schlimmsten war … Es gab im Oktober eine ärztliche Untersuchung. Unsere große Gruppe wurde da zusammen mit den Warschauern, u.a. jungen Männern,

reingeführt. Wir mussten uns nackt ausziehen, die Kleider sollten desinfiziert werden, wir mussten ins Bad, und dann ließen sie uns einige Stunden in einem kalten Raum warten. Barfuß, nackt. Dann kam ein praktischer Arzt, der jedem das Herz untersuchte … Und der nächste. Alle waren gesund. Wenn jemand Läuse hatte, wurde er … mit entsprechenden Mitteln behandelt. Später, nach dieser Untersuchung, bekam ich Diphtherie und musste einen Monat lang in einem Krankenhaus in Prenzlauer Berg bleiben. Die Verhältnisse dort waren ideal. Die Bedingungen waren sehr schlecht, aber die ganze Belegschaft, auch der Oberarzt, der Dr. Altaner hieß, machte keinen Unterschied zwischen den Patienten, fragte nie nach Nationalität und behandelte alle Kranken gleich. Sie halfen uns, soweit sie konnten.

Anna Fagasiewicz: Na ja, wissen Sie, als der Krieg ausgebrochen war, wurde meinem Vater zuerst seine Droschke weggenommen. Er durfte sie nicht mehr fahren. Wir junge Mädchen zogen auf dem Lande von einem Haus zu dem anderen und bettelten um Lebensmittel. Jeder gab uns etwas ab. Wir hatten einen Rucksack, d.h. eine Plane mit zwei Bändern, und die haben wir an den Schultern getragen. Dann, so gegen die Hälfte des Krieges, bekam ich zum ersten Mal eine Vorladung. Ich war noch nicht einmal dreizehn. Ich ging hin und wurde gleich eingesperrt. Ich saß in der Kopernik-Straße. Zwei Wochen lang wurden wir dort gehalten, aber wahrscheinlich war ich doch zu jung, denn eines Tages wurde das Tor geöffnet, und man schickte uns nach Hause. Am nächsten Tag bekam ich wieder eine Vorladung. Ich musste hin und wurde zu Bohle geschickt, so hieß die Firma. Dort arbeitete ich … ich weiß nicht, vielleicht drei, vier, vielleicht sogar fünf Monate. Dann fuhr ein Wagen vor, und man brachte uns direkt in die Kopernik-Straße, und gleich am nächsten Tag stand ein Zug bereit. Zum Kaliski-Bahnhof hat man uns mitten auf der Straßen getrieben. Von dort wurden wir nach Berlin gebracht.
Nachdem man uns nach Berlin gebracht hatte, ging es direkt nach Schönefeld. Und dann, na ja, gleich zur Arbeit, dort gab es eine Flugzeugfabrik. Ich wurde im Lager untergebracht, das waren Lagerbedingungen, und nicht so wie bei einem Bauern, wo die Leute zumindest zu essen hatten. Bei uns war es schrecklich. Ich erinnere mich, dass einmal eine Katze in den Suppenkessel fiel. Der Koch fischte nur das Fell raus und verteilte diese Suppe. Und wir aßen das, weil wir alle Hunger hatten. Gearbeitet habe ich bei verschiedenen Schrauben und so. Es gab furchtbare Luftangriffe, schreckliche Bombardierungen. Wir durften uns abends nicht ausziehen, denn wir hätten keine Zeit, uns wieder anzuziehen und zum Splittergraben

zu laufen. Nach jedem Luftangriff mussten wir auf den Flugplatz gehen und Splitter aufsammeln. Bei großem Frost. So ging das, Tag für Tag. An meinem letzten Tag dort gab es wieder so eine schreckliche Bombardierung, und es traf unser Splittergraben, am Eingang. Wir wären fast erstickt. Aber die Kerle, das heißt, die Männer, die am Eingang standen und Schaufeln mithatten, haben einen Loch freigeschaufelt, so dass wir rausgehen konnten. So gingen wir nach draußen. So dass hier alles … Ich hatte nur einen kleinen Koffer mit, aber alles ist dort geblieben. Wir standen dann an einer Mauer und schauten uns das an: Alles brannte. Es wurde schrecklich bombardiert.

Jerzy Jeliński: Ich habe mich erst einmal gefreut, wissen Sie, dass ich nicht zur Schule musste, so. Und dann kamen Verhaftungen, bei der Familie, bei Bekannten oder Nachbarn. Die Volksdeutschen und andere liefen herum und denunzierten. Diesen und diesen und diesen …, wissen Sie. Und dann musste ich zum Arbeitsamt; hier in der Wólczańska-Straße, hinter der Zielona-Straße war das Arbeitsamt. Und dann die Arbeit … Gleich am ersten Tag, als ich mich dort meldete, wurde ich zur Arbeit geschickt. Es gab eine Tischlerei in der Straße, die früher Zagajnikowa- hieß und jetzt Kopczyński-Straße heißt. Eine Tischlerei hinter dem Spirituosengeschäft. Dort wurden Munitionskisten hergestellt für große Geschosse und solche kleinen, wissen Sie. Offensichtlich fand Herr Direktor keinen Gefallen an mir. So ein Deutscher, der ging da herum, in einem weißen Kittel wie ein Doktor. Ich weiß nicht, ob mein Gesicht ihm nicht passte oder was anderes. Jedenfalls arbeitete ich dort nur drei Monate, und dann war Schluss. Zwei Typen sind gekommen mit so steifen, hochgestellten Kragen, und sie gingen zum Direktor. Der Direktor übergab mich ihnen. Ab zum vorderen Waggon der Straßenbahn. An der Ecke Więckowski- und Wólczańska-Straße gab es so ein … ich weiß es nicht, was das war. Das war kein Durchgangslager, sie sperrten mich dort nur für eine Nacht ein. Dann ging es in die Kopernik-Straße, von der Kopernik-Straße in die Łąkowa-Straße, und von der Łąkowa-Straße nach Deutschland.
Ich gelangte zu einem Betrieb in Spandau, Spandau-West. Nein, ja. Berlin-Spandau, denn Spandau-West ist gleich hinter Berlin, eine Station weiter. Und ich landete an den Siemens-Martin-Öfen. Ich weiß nicht, ob jemand von Ihnen hier weiß, was ein Siemens-Martin-Ofen in einer Eisenhüte ist. Ich wurde einer speziellen Arbeitsbrigade, einer Reparaturbrigade zugeteilt. Es gab dort vier Siemens-Martin-Öfen und zwei elektrische. Einer blieb immer aus, weil er ausgebessert werden musste wegen Schlacke. Nach drei, vier Abstichen sammelte

sich am Boden zu viel Schlacke. Wenn das Eisen um zehn Uhr abends gegossen worden war, dann wurden die Leute schon um sieben Uhr früh in den Ofen geschickt. Mein Gott, liebe Leute, ich sage euch ... Diese Hitze! Und einen großen Pickhammer in die Hand, und du musstest diese Schlacke mit Eisenresten abschlagen. Im Ofen war an der Oberfläche schon alles schwarz, denn man hatte das mit der Luft abgekühlt. Aber wenn man diesen Pickhammer einsetzte, wissen Sie, und etwas absprang, war drunten rote Glut zu sehen. Na ja, nicht so stark rot, eher blass. Der Schweiß floss aber einem nur so herunter. Woher sollte man die Kraft nehmen? Der Fraß war so miserabel. Und so ging das bis Kriegsende mit dieser Schufterei an diesen Öfen. Das ist alles.

E.C.: Und wenn die Bombardierungen kamen…

J.J.: Oh Gott! Die Bombardierungen waren am schlimmsten. Einmal … ich erinnere mich, das war im April oder im Mai, so genau weiß ich es nicht mehr nach so vielen Jahren. Es war Sonntag. Flugzeuge kamen. Sie machten Luftalarm. Wunderschöner Himmel, wissen Sie. Und dann plötzlich die Flugzeuge, ein Geschwader nach dem anderen. Eine kurze Pause, dann kamen die kleinen, die schwarzen … Einundeinhalb Stunden oder noch länger dauerte allein dieser Anflug. Wo zogen sie hin? Um irgendwo zu bombardieren. Eins Uhr, ich schaffte gerade das Mittagessen aufzuessen, denn das Mittagessen wurde um zwölf Uhr ausgegeben. Wer schlau war, hat sich schon früher verdrückt. Denn dann ist der Direktor gekommen und noch ein anderer bebrillter Typ. Er rief uns zu sich, ließ uns die Ausweise vorzeigen, wobei wir nur die Passierscheine hatten, um die Fabrik und das Lager zu betreten. Er schaute sie sich genau an, weil es dort stand, in welcher Abteilung man arbeitete. Der sagte ihm, wir seien bei den Öfen. Jedenfalls nahm man mich mit. Nicht mitgenommen wurden nur diejenigen, die rund um die Uhr in der Produktion waren. Denn die Öfen waren nie aus, sie arbeiteten rund um die Uhr, nur die Schichten wechselten ab. Man wählte also eine Gruppe aus, wir wurden auf einen Lastwagen geladen. Wir fuhren und fuhren und fuhren. Erst am Abend sind wir angekommen. Welcher Ort das war, weiß ich bis heute nicht. Manche sagten Hamburg, andere wieder Hannover, beides mit H. Was weiß ich, wo das war? Liebe Leute, wie da alles zerschlagen war! Als ich diese Stadt gesehen habe! Vielleicht war das Hamburg, wissen Sie, man sah da sonst nicht viel, erst am Abend ist man angekommen und so. Die ganze Nacht, fast bis zum Mittag, von zehn Uhr bis zum Mittag, mussten wir vorerst die Straßen enttrümmern. Gebäude waren zusammengestürzt, und alles

war verschüttet. Und dann noch mit den Tragbahren … Denn eine andere Gruppe schleppte die Leichen aus den Kellern. Das muss man gesehen haben! Mein Gott! Kinder, aber nicht nur Kinder... Ich war ein Feind der Deutschen, denn das war so. Aber diese Kinder, die getötet wurden, taten mir so leid. Leute, glaubt mir! So wahr ich hier sitze! Also, das war für mich das Schlimmste.